



Peter S. Kaspar

Koulou Tamam, Ägypten?

Der Tourismus im Zeichen der Arabellion

Carpathia Verlag

Der Autor

Der 1960 in Baden geborene Schwabe Peter S. Kaspar bereist seit 1991 regelmäßig Ägypten. War er zunächst als Sporttaucher im Land unterwegs, so wurde er ab 2002 durch drei Bücher über Land und Leute zum miterlebenden Berichterstatter. Der Journalist und Autor lebt in Berlin-Kreuzberg.

Mehr zum Thema auf www.koulou-tamam.de

Erstausgabe

1. Auflage 2012

© 2012 Carpathia Verlag GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: Frank Stiefel

Lektorat: Dr. Martin Jungmann

Gesetzt aus der Linux Libertine

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-943709-00-1

www.carpathia-verlag.de

Inhalt

Koulou Tamam.....	6
So fern und doch so nah	9
Von Brüdern und Offizieren.....	16
Drei Diktatoren	29
Forscher und Froschmänner	49
Nichts mehr wie es war	67
In aller Freundschaft.....	79
Die letzten Tage des Pharaos	89
Keine Tumulte, keine Touristen	109
Drei Ägypter.....	130
Augen weit geschlossen	152
Risiken und Nebenwirkungen.....	169
Mit Zuversicht ins Ungewisse	185
Shukran.....	191
Zeittafel.....	194

Koulou Tamam

Alles klar

Im Frühjahr 2004 erschien das Buch »Mafish Mushkella, Ägypten«, in dem ich einen Einblick in die arabische Seele geben wollte. Das Buch war gedacht für Touristen, die es nach Ägypten verschlägt, und sollte ihnen eine kleine Hilfestellung geben auf dem bisweilen etwas steinigem Pfad der fremden Kultur. »Mafish Mushkella« ist ein Ausdruck, der einem in Ägypten häufig begegnet – er bedeutet »kein Problem«.

Inzwischen hat sich eine ganze Menge geändert. Die Ägypter haben sich von der Diktatur Mubaraks befreit und sich kaum ein Jahr später scheinbar in die nächste Revolution gestürzt. Wohl kein einziger Demonstrant auf dem Tahrir-Platz hätte gesagt, dass das kein Problem gewesen sei.

Fast ebenso häufig ist die Floskel: »Koulou Tamam?«, die recht einfach mit »Alles klar?« zu übersetzen ist. Das wiederum passt ganz gut als Gruß nach einer durchwachten Nacht auf Kairos zentralem Platz. Die Antwort auf »Koulou Tamam?« lautet klassischerweise »Koulou Tamam, mea, mea«. »Mea« steht dabei für »hundert«,

also etwa: »Alles hundert Prozent klar«, was der gläubige Moslem dann zufrieden mit »Hamdoulilla« quittiert, etwa: »Dank sei Gott.«

Thomas und Barbara Bordiehn, die seit über 20 Jahren in Ägypten leben, haben einen ganz entscheidenden Anteil daran, dass ich vor knapp zehn Jahren anfang, Bücher über Ägypten und den Tourismus zu schreiben. Im Sommer 2011 fragten mich beide bei einem Besuch in Berlin, ob es jetzt nicht Zeit für ein neues Buch sei. Ich war skeptisch und meinte, man solle doch erst einmal abwarten. Als wir uns ein halbes Jahr später wieder trafen, erklärte ich, dass ich jetzt anfangen würde – gerade, als die angeblich zweite ägyptische Revolution drohte und wieder Tausende auf den Tahrir-Platz strömten. Zugegeben, das wirkt ein wenig antizyklisch gedacht. Doch mir war plötzlich Eines klar geworden: Europa und die ganze westliche Welt hatten die Ägypter im Frühjahr noch mit viel Beifall bedacht für ihre geglückte und im Großen und Ganzen friedliche Revolution – und blieben anschließend Ägypten fern. Es war paradox: Die Auswirkungen der gefeierten Revolution waren für das Land so verheerend wie die schlimmsten Anschläge von Gamaa al Islamyyia oder Al Qaida.

Ägypten ist von keinem seiner Wirtschaftszweige so abhängig wie vom Tourismus. In den vergangenen Jahren war dies Segen und Fluch gleichermaßen. Es war ein Segen, dass Arbeitsplätze geschaffen wurde und viel Geld ins Land kam, es war ein Fluch, dass in normalen Tourismusberufen viel Geld verdient wurde, während der gesamte Mittelstand des Landes einknickte. Doch sollte der Fremdenverkehr auf Dauer wegbrechen, wäre

das eine Katastrophe, nicht nur für das Land, sondern auch für die Region – und vermutlich auch für Europa.

So fern und doch so nah

Meine persönliche Facebook-Revolution

Zu sozialen Netzwerken hatte ich ein gespaltenes Verhältnis. Um ehrlich zu sein, ich hatte eigentlich gar keines. Ich musste 3.500 Kilometer weit fliegen, damit sich das ändern sollte.

Fast vier Jahre war ich nicht mehr in Ägypten gewesen. Für jemanden, der zuvor bisweilen vier oder fünf Mal im Jahr an den Nil geflogen war, bedeutete das eine ziemliche Ewigkeit. Es hatte sich eine ganze Menge verändert. So saß ich mit Barbara und Thomas am ersten Abend nicht wie in den letzten fast 20 Jahren im Innenhof der Villa Kunterbunt, sondern auf der Terrasse ihres neuen Restaurants »B's at the Marina«.

Die beiden waren 1991 nach Ägypten gekommen. Thomas hatte im Aachener Quellenhof bereits in jungen Jahren einen Michelinsterne miterkocht, als Küchenchef den »Duisburger Hof« zu 15 Punkten im Gault-Millau geführt und stand vor einer glänzenden Karriere in der Spitzengastronomie. Doch die warf er von einem auf den anderen Tag hin, um mit seiner Frau Barbara als Entwicklungshelfer nach Ägypten

zu gehen. Hurghada begann gerade zu boomen, doch drohte das hoffnungsvolle Projekt an mangelndem Fachwissen des verfügbaren Personals zu scheitern. Der ägyptische Unternehmer Mohamady Hwaidak holte mit Hilfe der deutschen Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ) das deutsche Ehepaar ans Rote Meer. Ihr Lehrrestaurant wurde schnell zu einem gastronomischen Glanzlicht des Landes. Es sollte nicht bei diesem einen Restaurant bleiben. Das vorläufig letzte wurde an der nagelneuen Marina eröffnet, die der neue touristische Magnet der Stadt werden.

Hurghada verfügte jetzt also über eine Flaniermeile mit Yachthafen. Ich war tief beeindruckt. Doch das war längst nicht alles. Neben der Werft wuchs eine riesige Moschee, statt weißer französischer Kombis bestand die Taxiflotte aus orange-blauen Limousinen aus Korea, animierte Verkehrszeichen und digitale Ampeln sollten nun Ordnung in den chaotischen ägyptischen Straßenverkehr bringen – ein Ansinnen der Behörden, dem sich geschätzt 98 Prozent der Autofahrer einfach verweigerten.

Das war für mich nicht nur alles sehr neu, sondern fast ein Kulturschock. Der wurde auch nicht besser dadurch, dass ich mich bei Barbara und Thomas nach den Kindern erkundigte. Sophie und Laurenz waren in Ägypten geboren und aufgewachsen und hatten die internationale Schule im benachbarten El Gouna besucht. Allerdings waren sie nun auf einem Internat in England. Und dann die Entfernung. Die armen Kinder waren 4.000 Kilometer weg von zu Hause.

Ja, natürlich sei das manchmal schwer, wenn die Kinder soweit weg seien, meinte Barbara. »Aber es gibt ja Facebook«, fügte sie gelassen hinzu. Und dann erklärte sie die Vorzüge eines sozialen Netzwerks, die bis dato komplett an mir vorbei gegangen waren. Facebook war doch so was wie Schüler- oder Studi-VZ. Wie der Name schon sagt... Schüler, Studenten vielleicht irgendwelche Nerds. Aber das war doch entschieden nichts für einen erwachsenen Mann, der gerade die 50 überschritten hatte! Da war ich an die Richtigen geraten. Nun erzählten Barbara und Thomas abwechselnd, wie toll es sei, ständig mit den Kindern in Kontakt zu sein. Es sei fast so, als seien sie gar nicht weg – zumindest nicht 4.000 Kilometer. Das ganze gipfelte in der Frage, warum ich denn noch nicht Facebook beigetreten sei. Ich stammelte. Dann kam der milde Vorwurf, dass ich mich in den letzten Jahren ja verdammt rar gemacht hätte. Mit Facebook wäre das nicht passiert. Damit trafen die beiden wirklich einen wunden Punkt: Ich hatte mich tatsächlich mindestens zwei Jahre lang überhaupt nicht gemeldet. Nicht einmal an Weihnachten. Ich war tatsächlich in einer ziemlich schwachen Position.

Doch damit nicht genug. Ich war an diesem Abend, Anfang Januar 2011, auch noch drauf und dran, meinen Ruf als normalerweise gut informierter Journalist zu verlieren. Thomas fragte mich, was ich denn von den Demonstrationen hielte. Ich dachte, er meine Tunesien, doch da lag ich falsch. Denn gerade jetzt war es nämlich in Kairo zu den ersten großen Demonstrationen gekommen. Facebook war schneller als jede Nachrichtenagentur.

Vor meinem Rückflug erinnerte mich Barbara noch einmal: »Melde dich bei Facebook an, dann wissen wir wenigstens, dass es dir gut geht.« Sie ahnte wohl kaum, wie prophetisch dieser Satz wenige Wochen später werden sollte.

Kaum war ich wieder in Deutschland gelandet, brach in Ägypten die Revolution mit aller Macht aus. Die Menschenmenge auf dem Tahrir-Platz in Kairo wurde von Tag zu Tag größer. Ich kannte den Platz und konnte mir die Örtlichkeiten daher sehr gut vorstellen. Doch das war noch nicht alles. Ich hatte mich natürlich bei Facebook angemeldet, und ganz schnell wurden viele meiner Freunde in Ägypten auch meine Facebook-Freunde. So bekam ich die ganze Revolution sozusagen in Echtzeit mit. Zum Teil kamen da Nachrichten direkt vom Tahrir-Platz – Dinge, die wenn überhaupt erst Stunden später über den Bildschirm flimmerten. Und dann gab es da noch etwas anderes: Mitteilungen, die eben nicht im Fernsehen zu sehen waren, Statusmeldungen, in denen von Verunsicherung oder Angst die Rede war. Unbegründet war das nicht, die Unsicherheit in jenen Tagen war groß. Das alte Regime hatte die Gefängnisse geöffnet, nicht etwa, um die zahlreichen inhaftierten Regimekritiker zu entlassen, sondern um den kriminellen Abschaum auf die Bevölkerung loszulassen. Das hatte schon etwas von einer typischen mafiösen Schutzgelderpressung. Zumindest in Kairo, aber auch in anderen großen Städten brach die Anarchie aus oder es wurde wenigstens so von offizieller Seite verkündet. Was war wahr? Was nicht?

Doch jene Statusmeldungen, in denen von Unsicherheit und Angst die Rede war, kamen nicht unbedingt aus der Hauptstadt. Sie kamen auch von der Küste, von dort, wo eigentlich alles ruhig sein sollte. Doch da entwickelten sich ganz andere Schwierigkeiten. Die Hotels standen plötzlich vor dem Problem, wie ihre Gäste versorgt werden sollten, denn der Handel stand mit einem Mal still. Die Hotels wurden nicht mehr beliefert.

Ich hatte mich nicht nur an die aufregenden Neuigkeiten gewöhnt, die sich manchmal stündlich überschlugen, ich bekam auch mit, dass es den Freunden soweit wie möglich gut ging, nahm irgendwie Teil an ihrem Leben, und auf einmal waren dreieinhalbtausend Kilometer gar nicht so weit. Und dann kam der Tag, an dem Hosni Mubarak das Internet kappen ließ. Kaum hatte ich mich daran gewöhnt, dass die Freunde in Ägypten ein Teil meines alltäglichen Lebens geworden waren, waren sie wieder weg. »Wir wissen dann, dass es dir gut geht«, hatte Barbara noch vor ein paar Tagen gesagt. Nun hatte sich das Ganze auf erschreckende Weise umgedreht. Es war ein gespenstisches Erlebnis. Auf einmal war die Hälfte meiner damals noch sehr wenigen Facebook-Freunde einfach weg. Es war, als hinterließen sie ein großes schwarzes Loch. Ein durchaus beunruhigendes Loch.

Die Nachrichten in Deutschland beschränkten sich weitgehend auf die Vorgänge in Kairo. Darüber hinaus wurden noch Alexandria und Port Said erwähnt – und in Sharm el Sheik, dem anderen großen Tourismuszentrum, fuhren Panzer auf. Von Hurghada kein Wort. Dann kamen plötzlich Bilder aus Hurghada, Aufnah-

men aus einer Handykamera. Eine Handvoll Menschen, irgendetwas skandierend, Fahnen schwenkend vor dem Hotel »Le Pacha«, genau jenem Hotel, wo meine gute alte Freundin Ute ihre Tauchbasis »Tauchen unter Freunden« betreibt. Ob das Hotel nun gestürmt wurde oder sich alles zu einem Freudenfest entwickelte, war innerhalb der vielleicht 20 Sekunden nicht zu ersehen.

So plötzlich, wie Ägypten aus dem Internet verschwunden war, so plötzlich war es wieder da. Natürlich wollte ich von Ute wissen, was da vor dem Le Pacha los war. Sie hatte sich durch nichts aus der Ruhe bringen lassen. In ihren jüngeren Jahren war sie in Berlin-Kreuzberg sozialisiert worden. Hausbesetzungen, Demos und Straßenschlachten waren ihr durchaus nicht fremd. »Die müssen noch ein wenig üben«, meinte sie recht trocken. So richtig klar wurde auch nicht, ob der kleine Auflauf in Hurghada nun von Pro-Mubarak-Leuten initiiert worden war oder von Regimegegnern.

In Kairo dagegen hatten sie das Demonstrieren inzwischen richtig gelernt – und zwar auf eine sehr schmerzhaft Weise. Bilder von Schlägertrupps, die auf Pferden und Kamelen Keulen schwingend in die Menschenmassen reiten, haben sich ebenso ins Gedächtnis eingebrannt, wie Polizeiwagen, die gezielt Demonstranten totgefahren haben.

Es dauerte noch einige Zeit, bis Mubarak zurücktrat. Und als der alte Mann endlich weg war, feierte ich hier kaum weniger als die Freunde in Ägypten. Ich zog los und suchte in Berlin nach Soli-Demos. Als ich am Brandenburger Tor angekommen war, hatte aber bereits ein anderes arabisches Brudervolk die Demonstration geka-

pert und machte nun auf etwas ganz anderes aufmerksam. Nur noch zwei Ägypter, jeder die Landesfahne an einem Zipfel haltend, rannten kreischend zwischen Adlon und amerikanischer Botschaft im Kreis. Jeder zeigt eben seine Freunde auf die eigene Weise. Trotzdem fühlte ich mich jenen, die da dreieinhalbtausend Kilometer weg waren, irgendwie bedeutend näher.

Man mag ja soziale Netzwerke wie Facebook für Teufelswerk halten. Vielleicht stimmt das sogar aus dem einen oder anderen Grund. In Ägypten und Tunesien, noch mehr aber bei uns, wird darüber diskutiert, ob es ohne Facebook die »Arabellion« überhaupt gegeben hätte. Es mag sein – doch wahrscheinlich hätte alles länger gedauert und wäre vielleicht noch blutiger geworden. Eines ist aber sicher: Nie zuvor sind die Menschen weltweit und zeitgleich bei einer Revolution so eng aneinandergerückt wie in Ägypten im Frühjahr 2011.